



SOPHIE HAYES

ZUM SEX GEZWUNGEN

WIE ICH DER ZWANGS -
PROSTITUTION ENTKAM

Weltbild Premiere

Zum Sex gezwungen

Sophie Hayes

Zum Sex gezwungen

Wie ich der Zwangsprostitution entkam

Aus dem Englischen von
Bernhard Liesen

Weltbild

Die englische Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel *Trafficked*.

Copyright © Sophie Hayes 2015
Published by Arrangement with Sophie Hayes
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2015 by Weltbild Retail
GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Agentur Diane Banks Associates Ltd, London
Übersetzung: Bernhard Liesen, Münster
Projektleitung und Redaktion: usb bücherbüro, Friedberg/Bayern
Umschlaggestaltung: atelier seidel, teising
Umschlagmotive: Thinkstockphoto / Lars Zahner Photography
Gesamtherstellung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-8289-2985-2

2018 2017 2016 2015
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Einkaufen im Internet:
www.weltbild.de

Die Party zum achtzehnten Geburtstag meines Bruders war eine große Sache. Meine Mutter hatte die Feier sorgfältig bis ins letzte Detail geplant, damit nichts schiefgehen konnte. Es gab ein Festessen in einem Hotel, zu dem alle Familienangehörigen und Freunde eingeladen waren. Als alle fertig waren, griff mein Vater zum Mikrofon und verkündete, meine Mutter habe ihn gebeten, zu Ehren seines ältesten Sohnes eine Rede zu halten. Man hätte viele gute Dinge über meinen Bruder sagen, jede Menge lustige und bewegende Anekdoten über ihn erzählen können. Alle verstummten und blickten lächelnd und erwartungsvoll meinen Vater an, doch aus dem Lächeln wurden schnell entsetzte Mienen, als er sagte, ihm falle zu diesem Sohn nichts anderes ein, als seiner Enttäuschung darüber Ausdruck zu verleihen, der Vater eines solchen »nutzlosen Stücks Scheiße« zu sein.

Nach einem Augenblick fassungslosen Schweigens erhob sich ein missbilligendes Gemurmel, und mein Großvater sprang auf, riss meinem Vater das Mikrofon aus der Hand und sprach mit Tränen in den Augen über all die guten Dinge, die sein Enkel Jason getan habe, den alle in der Familie so sehr liebten.

Als ich es schließlich wagte, zu meinem Bruder hinüberzublicken, saß er völlig reglos da und starrte über die Köpfe der anderen hinweg auf einen imaginären Punkt in der Ferne. Seine Miene verriet einen fast physischen Schmerz. Ich wandte entsetzt den Blick ab und fragte mich, wie ein Mann irgendjemandem so etwas antun konnte, geschweige

denn seinem eigenen Sohn, der sich nichts anderes hatte zuschulden kommen lassen, als achtzehn Jahre zu versuchen, die Liebe und Unterstützung seines Vaters zu gewinnen.

Ich glaube, dass mir in diesem Moment klar wurde, dass die Ehe meiner Eltern endgültig gescheitert war, auch wenn es bis zur Scheidung noch einige Zeit dauern sollte.

Ein weiterer Tropfen, der für meine Mutter das Fass zum Überlaufen brachte, war ein Vorkommnis, das sich nicht lange nach Jasons Geburtstag ereignete. Ich war an diesem Abend ausgegangen, und als ich zurückkam, dachte ich nicht daran, dass Jason mit seiner Freundin Harriet bei den Nachbarn als Babysitter eingesprungen war. Ich schloss die Haustür ab und ging zu Bett. Eine halbe Stunde später riss mich die Türklingel aus dem Schlaf. Es hatte nur einmal geklingelt, doch fast unmittelbar darauf hörte ich laute Schritte auf der Treppe und dann Harriet, die nach meiner Mutter rief und schrie: »Hilfe! Er wird ihn umbringen. Bitte, wir brauchen Hilfe!«

Ich sprang aus dem Bett, sah meine Mutter die Treppe hinabstürmen und rannte hinter ihr her in die Diele. Jason stand mit einer blutenden Nase in der Haustür.

Harriet schluchzte, und mein Vater fuchtelte mit den Armen und brüllte, als Jason plötzlich vortrat und ihn aus dem Weg stieß. »Du bist ein elender Wichser«, schrie er. »Ich *hasse* dich. Warum haust du nicht einfach ab und lässt uns in Frieden?« Dann rannte er die Treppe hoch und schloss sich in seinem Zimmer ein.

Mein Vater zuckte nur grinsend die Achseln und legte sich wieder ins Bett.

Glücklicherweise hatte der Vorfall nicht meine jüngere Schwester und die kleinen Zwillinge aufgeweckt. Harriet, meine Mutter und ich gingen in die Küche und saßen ge-

schockt da. Schließlich brach Mum das Schweigen und stellte die Frage, die uns allen durch den Kopf ging. »Was zum Teufel ist denn eigentlich passiert?«

Es stellte sich heraus, dass mein Vater sich so sehr darüber geärgert hatte, durch die Türklingel aus dem Schlaf gerissen worden zu sein, dass er nach unten gestürmt war, die Haustür aufgerissen und seinem Sohn ins Gesicht geschlagen hatte, ohne auch nur ein Wort zu sagen.

Meine Mutter seufzte und hob resigniert die Hände. »Nun, das war's dann wohl. Ich kann nicht daneben stehen und zulassen, dass er meine Kinder schlägt. Ich habe nicht vor, mich auch noch *darin* zu gewöhnen.«

Ich fühlte mich mies, nicht nur, weil mir Jason leidtat, sondern weil ich wusste, dass alles meine Schuld war. Jason hatte keinen Schlüssel für die Haustür, und ich hatte mich nicht vergewissert, ob er zu Hause war, bevor ich an jenem Abend die Haustür abgeschlossen hatte. Selbst heute noch kann ich den Gedanken nicht ertragen, wie sehr er wegen meiner Gedankenlosigkeit leiden musste.

Und dann kam der Tropfen, der das Fass endgültig zum Überlaufen brachte. Jemand hatte meiner Mutter erzählt, mein Vater treffe sich mit anderen Frauen. Als sie ihn zur Rede stellte, lieferten sie sich ein heftiges Wortgefecht. Offenbar stritten sie sich schon eine halbe Ewigkeit, als ich ins Wohnzimmer trat. »Sie glich dir aufs Haar«, brüllte mein Vater Mum an. »Nur war sie eben *sehr viel* jünger.« Damit stürmte er aus dem Zimmer, und meine Mutter brach in Tränen aus.

Es stellte sich heraus, dass Mums »Doppelgängerin« nicht die einzige andere Frau gewesen war, mit der Dad geschlafen hatte. Es hatte Dutzende gegeben. Er war ein Swinger, und zwar einer von der Sorte, die Partys besuchen, welche einzig zu dem Zweck organisiert werden, Sex mit völlig

Fremden zu haben, die dafür bezahlt werden, Männern wie meinem Vater ihre abartigen sexuellen Wünsche zu erfüllen.

Als Mum ihn verließ, stellte sie fest, dass er Hypotheken auf das Haus aufgenommen hatte, und zwar nicht, weil er in Geldnot war. Er hatte ein beträchtliches Einkommen und keinerlei finanzielle Probleme, hatte aber Geld auf ausländischen Konten verschwinden lassen. Meine Mutter bekam also bei der Scheidung nur sehr wenig, doch es war ihr ziemlich egal. Sie wollte meinen Vater nur los sein und für sich und ihre Kinder ein neues Heim einrichten, wo sie niemand mehr anschreien und ihr permanent erzählen würde, sie sei nutzlos und dumm.

Als meine Eltern sich trennten, war ich siebzehn, und seitdem habe ich nur noch äußerst selten mit meinem Vater gesprochen.

Ein paar Stunden nach meiner Geburt wurde ich meinem Vater zum ersten Mal in die Arme gedrückt. Offenbar habe ich geschrien, und er hat mich sofort meiner Mutter zurückgegeben und jedes Interesse an mir verloren. Zunehmend wurde auch er mir gleichgültig, und als Teenager hatte ich bereits akzeptiert, dass ich meinen Vater nicht mochte. Glücklicherweise habe ich meine Mutter aber immer geliebt – sie ist nicht nur eine sehr gute Mutter, sondern auch meine beste Freundin, mit der ich über fast alles reden kann.

Ich kann mich nicht erinnern, jemals wirkliche Gefühle für meinen Vater empfunden zu haben. Er hat mich als Kind nicht geschlagen, war aber ein Tyrann, der seine Frau und seine Kinder immer nur anschrie, fluchte und uns versicherte, wie nutzlos wir seien. Als ich älter wurde, gewöhnte ich mich fast daran, dass mein Herz heftig zu klopfen begann, wann immer er wütend wurde, was praktisch

ständig der Fall war. Aber ich habe mich nie gewöhnt an die Dinge, die er absichtlich tat, um uns zu verängstigen, genauso wenig wie an seine kranken Witze, die mich oft geschockt in Tränen ausbrechen ließen.

Ich war eines von fünf Kindern, sämtlich keine geplanten Wunschkinder, die aber von ihrer Mutter abgöttisch geliebt wurden. Meine Kindheit wurde verdüstert durch die verbale und emotionale Grausamkeit meines Vaters, doch am meisten litt Jason unter seinem tyrannischen Gebaren.

Jason war ein schüchternes, aber fröhliches und aktives Kind, das schon den Gedanken fürchtete, etwas Falsches zu tun oder aus irgendeinem Grund die Aufmerksamkeit anderer auf sich zu ziehen. Die bloße Vorstellung, zu spät zur Schule zu kommen, verängstigte ihn, was unseren Vater wütend machte. Er beschimpfte Jason, er sei schreckhaft wie ein kleines Mädchen. Jason war das genaue Gegenteil von dem großmäuligen, übertrieben selbstbewussten Sohn, den sich unser Vater gewünscht hatte – wenn er sich überhaupt einen Sohn gewünscht hatte.

Es war herzzerreißend, Jasons verzweifelte Bemühungen zu sehen, unserem Vater zu gefallen. Ich hatte von Kindesbeinen an zu akzeptieren gelernt, dass in seinen Augen niemand von uns jemals etwas richtig machen konnte, doch mein armer Bruder gab nie die Hoffnung auf, eines Tages doch noch die Zuneigung unseres Vaters zu gewinnen. Es gab nichts auf dieser Welt, wonach Jason sich mehr sehnte, doch je mehr er sich bemühte, desto einschüchternder und herablassender wurde das Verhalten unseres Vaters, und Jason wurde immer nervöser und psychisch labil.

Er war eines jener Kinder, die immer schon am Vorabend alles für den nächsten Schultag vorbereiteten – die Schulbücher lagen in seinem Zimmer ordentlich aufeinandergestapelt auf dem Tisch, die sauberen Kleidungsstücke für

den nächsten Tag auf einem Stuhl. Am nächsten Morgen musste er sich nur waschen und anziehen und war dann startklar. Ich trödelte morgens herum und verwandte viel Zeit darauf, mich zu vergewissern, dass meine Schuluniform und mein Haar perfekt aussahen. Also brauchte ich mehr Zeit als Jason, und während ich im Haus herumraste und meinen Tornister und meine Schulbücher suchte, wartete Jason in der Haustür und blickte bleich vor Entsetzen auf die Standuhr in der Diele. Schließlich tauchte mein Vater auf, der uns auf dem Weg zur Arbeit meistens zur Schule brachte, und beschimpfte ihn, er sei eine »mitleiderregende Kreatur«. Dann kam ich an die Reihe, weil ich unordentlich und dumm sei.

Noch heute fühle ich mich traurig und schuldig, wenn ich daran denke, wie oft wir wegen mir zu spät zur Schule gekommen sind, aber ich habe es nicht absichtlich getan. Wir besuchten eine gute Schule, und ich kannte die Meinung meines Vaters über mich und fürchtete, die Erwartungen nicht erfüllen zu können. Die Fixierung auf mein perfektes Aussehen wurde fast zu einer Obsession. Ich wusste, wie sehr Jason sich davor ängstigte, das Klassenzimmer zu betreten, wenn alle anderen bereits in ihren Bänken saßen, und es war meine Schuld, dass er diese für ihn demütigende Erfahrung so oft machen musste.

Eines Morgens – Jason war zehn Jahre alt, ich neun – waren wir wieder einmal zu spät dran, und als ich meine Schultasche endlich gefunden hatte, stürmte ich aus dem Haus und setzte mich neben meinen Bruder auf die Rückbank des Autos. Dad grinste zufrieden und bemerkte im Ton gespielten Entsetzens: »Mein Gott, Jason, du wirst zu spät kommen. Wenn du da bist, hat der Unterricht mit Sicherheit schon begonnen. Du wirst das Klassenzimmer allein betreten müssen. Vielleicht bemerkt dich niemand,

wenn du wie ein Wurm über den Boden kriechst.« Er warf lachend den Kopf in den Nacken und genoss seine beleidigenden Worte und Jasons unübersehbare Angst.

Jason begann zu weinen. »Bitte, bitte, Dad, versuch so schnell zu fahren, dass wir doch noch pünktlich kommen.«

Diese Worte weckten keineswegs Mitgefühl bei Dad, wie man es vielleicht erwartet hätte bei einem Vater, der seinen Sohn so leiden sieht. Im Gegenteil. Als er Jason weinen sah, legte das einen Schalter bei ihm um. Er begann urplötzlich zu lachen, und ich blickte nervös in den Rückspiegel. Seine Miene war verächtlich, und er begann zu schreien. »Du willst pünktlich kommen, was? Flennst du deshalb wie ein Mädchen? Okay, Jason, wir werden pünktlich sein.« Er trat das Gaspedal voll durch, und wir wurden tief in die Sitze gedrückt, als der Wagen einen Satz nach vorn machte.

Krank vor Angst umklammerte ich den Sicherheitsgurt. Meine Fingernägel bohrten sich schmerzhaft in die Handteller. Wir rasten in einem irrwitzigen Tempo durch die Straßen, und Jason hatte die Arme um seinen Oberkörper geschlungen und wimmerte.

Ich erinnere mich, einen kurzen Blick auf die Mienen von zwei Männern erhascht zu haben, die mit ihren Fahrrädern am Straßenrand standen und sich unterhielten. Ihre Hände ruhten auf den Lenkern, doch dann krachten die Räder auf den Boden, als unser Vater die Kontrolle über seinen Wagen verlor und auf die beiden zuraste.

Es war offensichtlich, dass den beiden Männern nicht genug Zeit blieb, um sich zu retten. Mein Vater fluchte, Jason und ich schrien. Wie durch ein Wunder schoss der Wagen nur Zentimeter an den beiden Männern vorbei, und mein Vater schaffte es, das Fahrzeug wieder unter Kontrolle zu bekommen. Er nahm Gas weg und brüllte uns über die Schulter hinweg an. »Seht ihr, was ihr getan habt, ihr klei-

nen Arschlöcher? Ihr hättet es fast geschafft, dass ich diese beiden Männer umbringe.«

Jason war hysterisch, und ich schluchzte, weil ich verängstigt war und schreckliche Schuldgefühle hatte. Wenn wir diese beiden Männer getötet hätten – und es hatte mit Sicherheit so ausgesehen, dass es so kommen würde –, wäre alles *meine* Schuld gewesen, weil wir wegen meiner Trödelei so spät dran waren. Mein Vater hatte recht: Ich war »für nichts zu gebrauchen«.

Vor der Schule angekommen, sprang Jason aus dem Auto und rannte durch das offene schmiedeeiserne Tor. Seine Schultern hingen herab, und er drückte seine Schultasche fest an seine Brust, als müsste er sich gegen einen Angriff wehren. Aber ich weigerte mich, ihm zu folgen. Noch immer unter Schock und am ganzen Leib zitternd, brauchte ich jenen Trost und Zuspruch, den mir nur meine Mutter geben konnte. Ich weinte und schrie, bis mein Vater mich nach Hause brachte, wo ich auf mein Zimmer ging und versuchte, den lautstarken Streit meiner Eltern zu ignorieren. Meine Mutter wehrte sich kaum, wenn sich die abscheuliche Wut meines Vaters gegen sie richtete, aber sie fand immer die Kraft, ihre Kinder in Schutz zu nehmen.

Das Ereignis auf dem Weg zur Schule war nur eines von fast täglichen Vorkommnissen während meiner Kindheit, die in mir die Erkenntnis reifen ließen, dass mein Vater uns nicht wirklich mochte. Irgendjemand hatte einst gesagt, er sei einfach unfähig, jemanden zu lieben, und ich glaube, dass er recht hatte. Laut meiner Großmutter genoss er es schon zu Beginn seiner Beziehung zu meiner Mutter, sie zu enttäuschen und durcheinanderzubringen. Niemand hatte begriffen, warum eine so hübsche, beliebte und fröhliche junge Frau bereit war, einen so mürrischen Mann mit schlechten Manieren zu heiraten. Aber sie hat ihn geheira-

tet, obwohl ihr schon während der Fahrt zu der Kirche, in der die Trauung stattfinden sollte, bewusst gewesen war, dass sie im Begriff war, einen entsetzlichen Fehler zu machen. Mir hat sie einmal erzählt, obwohl sie meinen Vater geliebt habe, hätte sie in diesem Moment am liebsten alles abgeblasen, um nach Hause zurückzukehren. Aber sie hatte ein Schuldgefühl, weil ihre Eltern so viel Geld dafür ausgegeben hatten, um die Hochzeit zu einem erinnerungswürdigen Tag zu machen.

Ein paar Monate nach der Trauung, als meine Mutter mit Jason schwanger war, hämmerte mein Vater eines Morgens an die Haustür meiner Großeltern und erklärte meiner konsternierten Großmutter, ihre Tochter sei »ein Stück Scheiße«, nutzlos für jeden Mann, und er wolle nichts mehr mit ihr zu tun haben und sie wieder der liebevollen Fürsorge ihrer Eltern überlassen. Aber er überlegte es sich anders, wahrscheinlich, als ihm klar wurde, wie unangenehm es sein würde, sich um sich selbst und das Haus kümmern zu müssen. Diese Geschichte wiederholte sich mehrfach während der nächsten Jahre, und es dauerte nicht lange, bis meine Mutter selber zu glauben begann, sie sei »nutzlos«, »verdammte nervig« und »strohduhm«.

Obwohl mein Vater häufig laut wurde, fluchte und uns alle permanent verächtlich behandelte, wurde er nur selten körperlich gewalttätig, und als Teenager hatte ich es gelernt, mich zu wehren, zumindest verbal. Das ließ ihn bei mir etwas vorsichtiger werden. Aber Jason, obgleich ständig von nervöser Angst gepackt, war (ohne jeden Grund) überraschend optimistisch und versuchte weiter, eine Beziehung zu meinem Vater aufzubauen und seine Anerkennung zu gewinnen. Aber das war eine sinnlose Hoffnung, die ihm nichts als seelischen Schmerz eintrug.

Als ich sieben war, wurde Emily geboren, zwei Jahre spä-

ter kamen die Zwillinge zur Welt. Wieder waren die Schwangerschaften »Unfälle« gewesen, wie bei Jason und mir.

Obwohl er weder eine glückliche Kindheit gehabt noch eine gute Ausbildung genossen hatte, war Dad ein cleverer Geschäftsmann, der gutes Geld verdiente. Folglich lebten wir in einem sehr schönen großen Haus in einem vornehmen Viertel der Stadt, aber ich erinnere mich nicht, dass er sonst einmal etwas für einen von uns getan hätte. Oft habe ich mich gefragt, warum meine Mutter bei ihm blieb.

Als sie dann schließlich doch die Scheidung einreichte, wollte sie in erster Linie ihre Kinder beschützen und der unablässigen Verunglimpfung durch meinen Vater entkommen. Weil Dad Geld so wichtig war, konnte er es nicht fassen, dass sie nichts von ihm wollte, und er schickte ihr miese SMS, in denen er ihr damit drohte, er würde ihr alle Knochen brechen, wenn sie Schritte unternahme, um Unterhaltszahlungen von ihm zu bekommen. Auch auf mich war er wütend – wie schon immer, aus Gründen, die ich nicht verstanden habe –, und zum Abschied sagte er zu mir: »Für mich bist du tot. Von mir aus kannst du in der Hölle schmornen. Ich würde nicht mal auf dich pissen, wenn du in Flammen stehen würdest.«

Nach der Scheidung versuchte Jason weiterhin, eine positive Beziehung zu meinem Vater zu formen, und die Erfahrung war so schmerzhaft, dass er psychisch gefährlich instabil wurde. Bis vor Kurzem hätte ich behauptet, mein Vater habe keine bedeutsamen Auswirkungen auf mein Leben gehabt. Ich redete mir ein, da ich ihn nicht wirklich möge, könne ich mit der Tatsache leben, dass er mich nicht liebt und dass ich ihm unwichtig sei. Heute ist mir allerdings eines klar: Dass mein eigener Vater mich nicht geliebt hat, führte dazu, dass ich glaubte, man könne mich nicht lieben, und darüber hinaus war ich unsicher, was es über-

haupt heißt, jemanden zu lieben. Ich hatte Angst, anderen zu vertrauen, insbesondere Männern, und war wie mein Vater unfähig, liebevolle, stabile Beziehungen aufzubauen. Ich hatte die romantische, unrealistische Vorstellung, in einem abgeschiedenen Haus leben zu können, wo alles perfekt war und die Menschen immer gut zueinander waren. Wenn ich *das* nicht haben konnte, so glaubte ich, wollte ich gar nichts.

Insofern ist es vielleicht überraschend, dass ich während der nächsten paar Jahre überhaupt längerfristige Beziehungen hatte – eine mit einem Mann, den ich liebte, und eine mit einem anderen, von dem ich glaubte, ihn zu lieben, der aber in Wirklichkeit nur ein guter Freund war. Und dann war da Kas, der im Laufe der Zeit zu meinem *besten* Freund wurde – wahrscheinlich deshalb, weil er das genaue Gegenteil von meinem Vater war. Dad war laut, vulgär, egoistisch und auf eine grausame Weise verletzend, Kas liebevoll, charismatisch und überaus höflich. Doch auch bei Kas, den ich mit achtzehn kennenlernte, hat es lange gedauert, bis ich ihm vertraute. Als er aber ein Freund geworden war, wurde er zu einem wichtigen Teil meines Lebens, und ich glaubte, er sei der einzige Mensch, auf den ich mich immer würde verlassen können.

Nach der Scheidung meiner Eltern war Jason zwei Jahre lang so aufgebracht, dass er völlig die Bodenhaftung verlor. Noch immer sehnte er sich verzweifelt danach, von Dad anerkannt zu werden, und er wandte sich gegen unsere Mutter, insbesondere später, als sie Steve kennenlernte, jenen Mann, der ihr half, wieder sie selbst zu werden, und der unser Stiefvater wurde. Ich wünschte mir, er wäre mein richtiger Vater gewesen. Jason zog in eine heruntergekommene Wohnung, etliche Kilometer entfernt von dem Viertel, in dem wir aufgewachsen waren. Da er entschlossen war, »auf eigenen Beinen zu stehen«, weigerte er sich, sich von Mum in irgendeiner Weise helfen zu lassen. Glücklicherweise nahm er schließlich die Hilfe unserer Großmutter an und begann langsam, sein Leben wieder in den Griff zu bekommen.

Als ich mit achtzehn die höhere Schule abschloss, bot man mir einen wirklich großartigen Job in Leeds an. Dad hatte mir ständig in den Ohren gelegen, ich solle die Universität besuchen, aber ich wollte in der Nähe meiner jüngeren Schwester und Brüder bleiben. Also nahm ich den Job an und mietete in Leeds eine Wohnung. Allerdings war mir nicht klar gewesen, wie einsam so ein Leben sein kann, wenn man kaum jemanden kennt, und wie schwer es mir fallen würde, das sichere Zuhause meiner Kindheit zu verlassen. Abgesehen von den Freunden, die ich an meinem Arbeitsplatz kennengelernt hatte, kannte ich niemanden in Leeds. Manchmal fühlte ich mich völlig vereinsamt – bis Serena im gleichen Unternehmen einen Job bekam.

Serena und ich waren Schulfreundinnen, und die Leute hatten immer gesagt, wir glichen einander wie ein Ei dem anderen. Ich war froh, sie wieder in der Nähe zu haben, und wir wurden bald unzertrennlich. Wir gingen zusammen shoppen und tranken anschließend Kaffee in einem unserer bevorzugten Coffeeshops, wobei wir die aktuellen Modemagazine studierten. Meine Mutter war immer elegant gekleidet, und als Kind hatte ich sie immer beobachtet, wenn sie sich zum Ausgehen fertig machte. Ich wollte immer genauso gut aussehen wie sie. Wahrscheinlich lag es daran, dass ich den größten Teil meines Einkommens für gute Kleidung ausgab und immer größten Wert auf eine perfekte Frisur und ein vollkommenes Make-up legte. Der andere Grund dafür war vielleicht, dass mein Vater immer gesagt hatte, ich sei nicht hübsch genug, nicht klug genug, für *nichts* gut genug. Wenn ich wie aus dem Ei gepellt war, glaubte ich, mein Bestes getan zu haben.

Jedes Wochenende besuchten Serena und ich Bars und anschließend einen Club. Nur eine Krankheit oder eine Naturkatastrophe hätten uns daran hindern können, aber ich hatte kein Interesse daran, Jungs kennenzulernen und Beziehungen einzugehen. Ich hegte ein tiefes Misstrauen gegenüber Männern und war überzeugt davon, dass sie alle mehr oder weniger wie mein Vater waren. Ich genoss es, mich fürs Ausgehen anzuziehen, ich liebte die Musik, das Tanzen und das Gefühl, genauso zu sein wie die anderen jungen Leute, die eine gute Zeit haben wollten. Ich genoss mein Leben. Aber nichts währt ewig, und als Serena für ein paar Monate einen Job in Übersee annahm, ging ich an den Wochenenden praktisch gar nicht mehr aus.

Seit einer Weile fühlte ich mich häufiger unwohl, und schließlich musste ich ins Krankenhaus, um mich einigen Untersuchungen zu unterziehen, bei denen herausgefunden

den werden sollte, was der Grund für die schlimmen Magenschmerzen war, die nicht verschwinden wollten. An meinem Arbeitsplatz hatte ich einen guten Freund namens John, und nach Serenas Abschied kamen wir uns näher, und er besuchte mich im Krankenhaus. »Wenn sie herausgefunden haben, was nicht stimmt, und es dir besser geht, fahren wir zusammen in Urlaub«, sagte er. »Ich kümmere mich um dich. Gib mir die Chance, für dich zu sorgen und dich glücklich zu machen.«

Damit bot er mir an, was ich immer gewollt hatte, aber nur von meiner Mutter kannte – dass sich jemand um mich kümmerte, dem ich wichtig war. John war drei Jahre älter als ich und schien es ernst zu meinen. Genau das brauchte ich zu dieser Zeit. Die Scheidung meiner Eltern war eine schlimme Erfahrung gewesen, und es war ein wirklich schönes Gefühl, in John jemanden gefunden zu haben, auf den ich mich künftig verlassen können würde. Er war friedliebend, gab meinem Leben eine neue Richtung und vermittelte mir das Gefühl, in Sicherheit zu sein. Ich ließ es zu, dass er die Schutzmauer einriss, die ich um mich herum gebaut hatte, und es dauerte nicht lange, bis ich mit ihm zusammenzog.

Ich glaube, von Anfang an gewusst zu haben, dass ich John nicht wirklich liebte, auch wenn ich versuchte, mich vom Gegenteil zu überzeugen, denn ich wollte, dass es so war. Tatsächlich war er nur ein sehr guter Freund, mit dem ich gern zusammen war. Eine Zeit lang schien alles in bester Ordnung zu sein, doch dann wollte er allmählich nur noch zur Arbeit gehen, im Fernsehen Fußball gucken und mit seinen Freunden ausgehen. Es lief darauf hinaus, dass ich Abend für Abend allein zu Hause saß und auf ihn wartete. Ich sehnte mich danach, glücklich zu sein, doch manchmal scheint es so zu sein, dass das Gegenteil eintritt, je mehr

man sich etwas wünscht. Ich war nicht einmal zwanzig Jahre alt und hatte allmählich das Gefühl, als würde mir das Leben zwischen den Fingern zerrinnen. Und dann, als es so schien, als wäre meine Lage so elend, wie sie es nur sein konnte, kam Serena aus dem Ausland zurück, und alles wandelte sich zum Besseren.

Eines Abends, als Serena und ich in dem Club waren, den wir regelmäßig besuchten, beugte sie sich zu mir vor und brüllte mir wegen der lauten Musik etwas ins Ohr. »Er beobachtet dich.« Sie wies mit einer fast nicht wahrnehmbaren Kopfbewegung in die Richtung einer Gruppe von dunkelhaarigen Männern, die sich neben der Tanzfläche lachend unterhielten.

»Wer beobachtet mich?«, rief ich zurück, aber ich wusste, wen sie meinte. Er war mir fast sofort aufgefallen, als wir zu tanzen begonnen hatten.

Als wir das nächste Mal den Club besuchten, war der Mann mit seinen Freunden erneut da, und während Serena und ich tanzten, versuchte er meinem Blick zu begegnen. Wann immer ich in seine Richtung blickte, lächelte er mich an, aber ich tat so, als hätte ich es nicht gesehen. Auch bei unseren nächsten beiden Besuchen war er da, und als dann eines Abends für einen Augenblick die Musik aufhörte und Serena mit einem Bekannten sprach, stand er plötzlich neben mir.

»Wirst du jemals mit mir reden?«, fragte er. Sein Akzent und die fast schwarzen Augen mit den langen Wimpern verrieten mir, dass er kein Engländer war, was ich aber bereits vermutet hatte.

»Nein«, antwortete ich. »Nein, es tut mir leid. Ich möchte nicht mit dir reden. Ich möchte mit niemandem reden.«

In diesem Moment begann die Musik wieder, und ich ließ ihn stehen und tanzte weiter. Als ich später zu der Stelle

neben der Tanzfläche hinüberblickte, wo er und seine Freunde immer standen, beobachtete er mich immer noch. Sein Gesichtsausdruck wirkte verletzt, und ich empfand kurz ein Schuldgefühl, doch dann dachte ich an meinen Vater und daran, wie viel Unglück meine Mutter erleiden musste, weil sie sich in Dad verliebt hatte, und ich wandte den Blick ab, ohne auf sein trauriges Lächeln zu reagieren.

Ein paar Tage später war ich allein in dem Geschäft, wo ich arbeitete, als ich das vertraute Geräusch der sich öffnenden Ladentür hörte, und als ich aufblickte, sah ich ihn vor mir stehen. Ich spürte, wie ich errötete, wandte mich schnell ab und hoffte, dass er es nicht gesehen hatte. Er musste an meinem Blick gesehen haben, dass ich ihn erkannt hatte. »Ich hole jemanden, der Ihnen helfen kann«, murmelte ich förmlich. Dann eilte ich wie ein aufgeschrecktes Kaninchen ins Hinterzimmer und wandte mich an einen Kollegen, der gerade Pause machte. »Ich muss ins Büro«, zischte ich. »Kannst du dich um den Kunden kümmern, der gerade hereingekommen ist?«

Ich muss wie eine Idiotin gewirkt haben, und »der Kunde« musste peinlich berührt gewesen sein. Aber ich war völlig überrascht gewesen, als er dort vor mir stand, und aus irgendeinem Grund hatte mein Instinkt mir geraten, die Flucht zu ergreifen. Ich wusste, dass er den Laden nicht zufällig betreten hatte. Für mich bestand nicht der geringste Zweifel, dass er gekommen war, um mich zu sehen. Er ist danach noch zwei- oder dreimal wiedergekommen, und auch wenn ich mich durch sein Interesse und seine Hartnäckigkeit geschmeichelt fühlte, reagierte ich jedes Mal genauso.

Dann, eines Abends, als Serena und ich wieder in dem Club waren, hörte die Musik erneut auf, und er ließ seine Freunde stehen und kam entschlossen auf mich zu. »Ich

heiße Kastriot«, sagte er. »Meine Freunde nennen mich Kas. Darf ich dir einen Drink spendieren?«

Für einen Moment blickte ich ihm direkt ins Gesicht und dachte, dass seine Augen sanft wirkten und dass er ein großes Selbstbewusstsein zu haben schien, da er sich nicht dadurch abschrecken ließ, dass ich ihm immer die kalte Schulter gezeigt hatte.

»Nein danke, ich trinke keinen Alkohol«, antwortete ich, ohne ihm in die Augen zu blicken. Ich schickte ein Stoßgebet zum Himmel, dass die ohrenbetäubend laute Musik bald wieder einsetzen würde, aber Gott und der DJ schienen nicht auf meiner Seite zu sein.

»Verstehe«, sagte er. »Wir könnten einen Kaffee trinken.«

»Den mag ich auch nicht.«

»Dann eben Tee.« Er ließ nicht locker. »Wir gehen zusammen Tee trinken. Alle Welt weiß, dass alle Engländer Tee lieben.«

Ich schaute ihn an und sah, dass sein Lächeln nicht mehr so strahlend war und sein Blick nicht mehr ganz so selbstbewusst wirkte. Wieder fühlte ich mich etwas schuldig, aber ich antwortete kalt und unfreundlich. »Ich bin die Ausnahme von der Regel.«

»Dann vielleicht Orangensaft?«, fragte er verunsichert, und ich spürte, wie ich vor Scham errötete.

Sein Englisch war gut, und der Akzent ließ mich an den Mittelmeerraum denken. Vielleicht kam er aus Griechenland oder auch aus Osteuropa, und er war unbestreitbar attraktiv. Ich nahm an, dass er ungefähr in meinem Alter war, vielleicht ein bisschen älter, und obwohl sein Selbstbewusstsein mittlerweile unübersehbar angekratzt war, strahlte er etwas wie eine ruhige Würde aus. Die meisten anderen Männer, die mir begegneten, hätten mit Groll oder vorge-täuschter Gleichgültigkeit auf mein abweisendes Verhalten

reagiert. Er wirkte ehrlich verwirrt durch meine Weigerung, mich in irgendeiner Weise mit ihm einzulassen, und hatte keine Angst zu zeigen, dass er verletzt war.

»Ich werde *nichts* mit dir trinken«, antwortete ich mit einem finsternen Blick. »Ich habe *nicht* vor, mich von dir einzuladen zu lassen. Ich habe einen Freund.«

In diesem Moment hatten Gott und der DJ ein Einsehen, und die Musik setzte wieder ein, was mir eine Fortsetzung des Gesprächs ersparte. Ich warf den Kopf in den Nacken und wandte mich ab, wusste aber tief in meinem Inneren, dass ich mich arrogant und snobistisch verhalten hatte. Das gefiel mir nicht, aber ich *musste* mich schützen.

Während der nächsten paar Wochen gewöhnte ich mich daran, ihn zu sehen, wann immer Serena und ich diesen Club besuchten, der aus vielen Gründen unser bevorzugter Club war. Wir kannten viele von den Stammgästen und hatten immer eine gute Zeit. Da ich mich trotz seiner Anwesenheit in keiner Weise unbehaglich oder gar bedroht fühlte, kam es mir nie in den Sinn, den Club nicht mehr zu besuchen. Ich glaube sogar, dass er mich mittlerweile ein bisschen neugierig machte. Seine Aufmerksamkeit schmeichelte mir, er schien nie den Blick von mir abzuwenden. Mir gefiel die Wirkung, die ich auf ihn hatte, und mich interessierte auch, wie lange es dauern würde, bis er endlich aufgab.

John und ich waren immer noch zusammen, doch wir lebten mehr und mehr jeder sein eigenes Leben und waren jetzt eher eine Wohngemeinschaft als ein Paar. Mehr und mehr fühlte ich mich von ihm wie ein unselbstständiges Kind behandelt, aber wenigstens war jemand da, wenn ich nach Hause kam, und ich fühlte mich nicht allein. Als ich es eines Abends doch war, klingelte mein Mobiltelefon, und die Nummer auf dem Display war mir unbekannt. Sobald

ich die Stimme hörte, wusste ich, dass es mein hartnäckiger Bewunderer Kastriot war.

»Woher hast du die Nummer?«, fragte ich.

»Du musst zuerst fragen, wer anruft«, antwortete er in einem gespielt ernstem Ton.

»Ich weiß, wer du bist«, antwortete ich. »Du bist der Typ, der mich immer in dem Club beobachtet. Ich habe gesagt, dass ich nicht mit dir reden möchte. Ich habe kein Interesse. Ruf nicht noch einmal an.«

Als ich auf den Knopf drückte, um die Verbindung zu unterbrechen, fühlte ich mich unbehaglich. Ich wusste, dass wir keine gemeinsamen Freunde hatten. Woher also hatte er meine Nummer? Es war seltsam, aber nicht seltsam genug, um sich Sorgen zu machen.

Danach rief er noch ein paarmal an, und ich sagte ihm jedes Mal, ich wolle nicht mit ihm reden und in Ruhe gelassen werden. Dann, eines Abends im Club, als Serena und ich tanzten und er an seinem üblichen Platz stand, verbeugte er sich plötzlich vor mir. Das war lächerlich, aber ich musste wider Willen lächeln, und schon stand er vor mir. »Warum willst du nie mit mir reden?«, fragte er. »Ich *muss* mit dir reden. Bitte lass mich nicht so leiden. Lass mich dich entführen und heiraten.«

Ich musste lachen. »Aber du kennst mich überhaupt nicht!« Trotz der Absurdität seiner Worte und meiner Entschlossenheit, nun nicht meinerseits Interesse an ihm zu zeigen, fühlte ich mich ein bisschen geschmeichelt. Auch überraschte es mich, wie enttäuscht ich war, als Serena und ich eines Abends erneut den Club besuchten und er nicht da war. Ich sagte mir, es geschehe mir recht, weil ich so unhöflich zu ihm gewesen war, wo er doch nur mit mir reden wollen.

Auch danach sah ich ihn nicht mehr, und kurz darauf

verliebte sich Serena, und wir gingen nicht mehr so oft zusammen aus. Wenn ich allein den Club besuchte, hielt ich nach ihm Ausschau und verstand nicht, warum ich das Gefühl einer verpassten Gelegenheit empfand, wenn er wieder nicht da war. Ich war sicher, dass ich ihn nie wiedersehen würde.

John und ich blieben fast drei Jahre zusammen. Meistens lebten wir beide unser eigenes Leben, wollten aber nicht wahrhaben, dass es vorbei war. Wir waren immer noch zusammen, als ich eines Tages eine SMS von einer ausländischen Nummer erhielt.

»Von wem kommt die SMS?«, stand da, und ich wusste sofort, wer sie geschickt hatte.

»Von Kastriot«, schrieb ich zurück.

Ich weiß nicht, warum ich mir so sicher war. Seit fast zwei Jahren hatte ich ihn nicht gesehen, und es gab absolut keinen Grund für mich, noch an ihn zu denken. Aber irgendwie wusste ich es einfach.

Innerhalb von Sekunden kam die nächste SMS. »Woher willst du das wissen? Du bist mir aufgefallen, aber du hast mich nie bemerkt.«

Ich beschrieb ihm die Lederjacke, die er immer trug, wie ihm das dichte schwarze Haar in die Stirn fiel und wie er immer mit seinen Freunden am Rande der Tanzfläche gestanden hatte.

»Also hast du mich bemerkt«, antwortete er. »Warum warst du immer so abweisend und wolltest nie mit mir reden? Du hast mir das Herz gebrochen, aber ich habe die Nummer die ganze Zeit über behalten.«

»Ich habe mich damals schrecklich verhalten«, schrieb ich. »Ich hasste alle Männer und wollte mit niemandem reden. Es hat nicht nur dich getroffen. Es tut mir leid.«

Ich hatte mich schon immer etwas schuldig gefühlt wegen

der Art und Weise, wie ich ihn behandelt hatte. Es war offensichtlich, wie sehr er mich mochte, doch sein Verhalten war nie aggressiv oder sonst wie unangenehm gewesen, obwohl ich ihn kalt und unfreundlich behandelte und mich weigerte, ihm eine Chance zu geben, mich kennenzulernen.

»Du warst das abweisendste Mädchen, das mir je begegnet ist«, antwortete er. »Man hatte den Eindruck, dass sich dir niemand nähern durfte. Alle wollten mit dir reden, doch niemand hat es gewagt. Du machst dir keine Vorstellung davon, wie viel Mut ich aufbringen musste, um dich anzusprechen.«

»Ich bin beschämt«, schrieb ich zurück. »Ich wollte nicht unhöflich sein. Ich wollte mich nur schützen.«

»Bei mir war es Liebe auf den ersten Blick«, versicherte er. Ich musste lachen, als ich meine Antwort tippte. »Wie sollte das möglich sein? Man kann nicht jemanden lieben, mit dem man nie wirklich geredet hat.«

»Du kannst nicht wissen, wie ich mich fühle«, schrieb er in der nächsten SMS. »Jedes Mädchen, das mir begegnet, hat dein Gesicht. Ich kann dich nicht vergessen und erinnere mich an alles. An die Musik, die lief, als ich dich zum ersten Mal sah, an die Hits, nach denen du tanztest, an deine Kleidung, dein Lächeln ...«

Noch nie war mir ein Mann begegnet, der so über seine Gefühle sprach, und ich kam nicht einen Augenblick auf die Idee, Kas könnte es ernst meinen, wenn er sagte, er liebe mich. Außerdem lebte ich immer noch mit John zusammen. Aber nach und nach, während der nächsten beiden Jahre – Kas lebte zuerst in seiner Heimat Albanien und dann in Italien –, wurden wir gute Freunde. Zuerst schrieben wir uns nur gelegentlich eine SMS, dann begannen wir zu telefonieren, und schließlich hatten wir fast täglich Kontakt. Kas wurde zu dem einzigen Menschen, mit dem ich

über alles reden konnte. Wenn mich etwas durcheinanderbrachte, schien er mich zu verstehen und genau das Richtige zu sagen; wenn ich müde oder genervt war, brachte er mich zum Lachen. Während mein Vertrauen in ihn wuchs, dachte ich zunehmend häufiger, dass ich mich vielleicht geirrt hatte und dass nicht alle Männer so waren wie mein Vater.

Schon bevor ich mit Kas zu telefonieren begann, hatte ich zunehmend das Gefühl, in der Beziehung mit John nicht mehr frei atmen zu können. Seine Gewohnheit, jeden Tag zu verplanen, hatte mir zuerst ein Gefühl von Sicherheit gegeben, doch gerade deshalb wurde mir jetzt klar, dass ich mich von ihm trennen musste. Wir hatten uns immer weniger zu sagen, und in dem Maß, wie ich mich von John entfremdete, wuchs mein Vertrauen zu Kas. Ich erzählte ihm von unseren Streitereien und von meinem Verdacht, dass er mich betrog. Kas hörte teilnahmsvoll zu. »Ich glaube nicht, dass dieser Mann der Richtige für dich ist«, sagte er. »Vielleicht solltest du Schluss machen.«

Schließlich fand ich, unterstützt durch Kas, den Mut, den entscheidenden Schritt zu tun. »Sei mir nicht böse«, sagte ich zu John, »aber ich liebe dich nicht und ertrage das alles nicht mehr.«

John und ich waren drei Jahre zusammen gewesen, und selbst wenn klar war, dass unsere Beziehung sich überlebt hatte, war die Trennung hart. Folglich war ich dankbar, dass Kas am anderen Ende der Verbindung immer für mich da war und mir half, die schwierige Zeit durchzustehen. Er war für mich so etwas wie ein älterer Bruder, aber auch mein bester Freund, der all meine Zweifel zu verstehen schien. Er vermittelte mir das Gefühl, dass es richtig gewesen war, John zu verlassen, und wann immer ich trotzdem unter der Trennung litt, rief er mir ins Gedächtnis, ich sei

jetzt »frei«, und in meinem Leben würde alles besser werden.

Ich war einundzwanzig, hatte aber noch nie wirklich allein und selbstständig gelebt. Die meisten meiner Freunde kannte ich durch John, und mich ängstigte die Aussicht, jetzt allein ein neues Leben beginnen zu müssen. Nachdem Serena ihren Freund kennengelernt hatte, waren wir abends praktisch nicht mehr miteinander ausgegangen. Also war ich dankbar, als Natascha, eine Arbeitskollegin, mit der ich mich angefreundet hatte, eines Tages vorschlug, eine Bar zu besuchen, die gerade eröffnet hatte. Danach gingen wir regelmäßig zusammen aus, und plötzlich sah die Zukunft schon weniger finster aus. Das Leben schien voller Möglichkeiten zu sein.

Und dann, ein paar Monate nach der Trennung von John, verliebte ich mich.

Wenn mir jemand begegnet, den ich anziehend finde, folgt bei mir in der Regel eine ganz spontane Reaktion. Ich blicke ihn an, und schon bin ich verknallt. Genauso war es, als ich mit Natascha einen Nightclub betrat und der Mann hinter der Bar mich mit seinen großen braunen Augen anblickte. Während Natascha unsere Drinks bestellte, stand ich mit dem Rücken zur Theke neben ihr und versuchte, meine Atmung unter Kontrolle zu bringen. Ich hoffte, dass die Musik meinen heftigen Herzschlag übertönte, den ich überlaut in meinem Kopf hörte. Schließlich drehte sich Natascha um, reichte mir ein Glas, und ich sagte: »Das ist der attraktivste Mann, den ich in meinem Leben gesehen habe. Ich *mus*s wissen, wer er ist.«

Es war noch ziemlich früh am Abend, sodass der Club noch nicht so voll war wie zu späterer Stunde, und Natascha blickte auf die Tanzfläche. Sie hob in gespielter Belustigung die Augenbrauen und zeigte auf einen einsamen

Tänzer, der wild mit den Armen fuchtelte. »Wen meinst du? *Ihn?*«

»Nein«, zischte ich. »Nicht ihn. Den Typ hinter der Bar, der dich bedient hat. Nein, dreh dich nicht um!«

Aber es war zu spät, und als sie sich umwandte, um den Mann in Augenschein zu nehmen, blickte er auf und lächelte sie an. Natascha erwiderte das Lächeln, und als sie sich wieder mir zuwandte, sagte sie: »Verstehe, es ist dir ernst!«

Eigentlich hatten wir nur einen oder zwei Drinks in dem Club trinken wollen, um uns dann in einem anderen mit Freunden zu treffen. Doch als der schönste Mann der Welt sich über die Bar beugte und mit uns zu reden begann, hatte ich nur einen Gedanken. *Ich will nicht gehen. Warum musste dies heute Abend passieren?*

Als Natascha mir auf die Schulter klopfte, mit dem Zeigefinger auf ihre Armbanduhr tippte und mit einer Kopfbewegung in Richtung Treppe wies, war ich entmutigt.

»Gut, wir müssen jetzt gehen«, sagte ich zu dem Barkeeper »Also, auf Wiedersehen.« Ich spürte, wie ich errötete, weil meine Worte so verlegen klingen mussten.

»Was soll das heißen, du gehst?«, fragte er. »Du kannst doch nicht schon jetzt abhauen.«

»Wir sind mit ein paar Leuten verabredet und ...«

Als ich die Treppe hochstieg und mit Natascha in die kühle Nacht hinaustrat, hätte ich heulen können. *Was, wenn das der Mann meiner Träume war?*, dachte ich. *Und ich bin gerade einfach gegangen. Was ist, wenn ich ihn nie wiedersehe?* Ich glaubte eine Panikattacke zu bekommen, aber Natascha meinte, wenn er dort als Barkeeper arbeite, sei er aller Wahrscheinlichkeit nach jeden Abend da.

Als wir am nächsten Donnerstag erneut den Club besuchten, sah er uns sofort, als wir die Treppe hinunterka-

men, und als wir die Bar erreichten, hatte er unsere Drinks bereits gemixt. Er reichte uns die Gläser. »Du bist wiedergekommen«, sagte er, und für einen Moment blickte er mir direkt in die Augen. Dann wandte er sich lächelnd Natascha zu, doch die hob nur eine Hand und lachte. »Oh, stört euch nicht an mir. Ich stehe hier nur und genieße meinen Cocktail.«

Als er mich ansprach, hatte mein Herz sofort wieder heftig zu klopfen begonnen, und ich konnte keinen klaren Gedanken fassen. Ich versuchte mir etwas einfallen zu lassen, was ich sagen könnte, brachte aber nur ein »Hi« heraus. Glücklicherweise bestellte in diesem Moment weiter unten an der Bar jemand einen Drink, und er zuckte entschuldigend die Achseln, um den Gast zu bedienen.

Ich wandte mich Natascha zu. »Oh mein Gott, ich bringe kein Wort heraus. Was soll ich tun? Ich weiß nicht, was ich sagen soll.«

»Das klappt schon«, sagte sie, als sie meine heiße, feuchte Hand von ihrem Unterarm nahm. »Einfach tief durchatmen und lächeln.«

Und zu meiner Überraschung war es wirklich ganz einfach. Als der Barkeeper den Gast bedient hatte, kam er zurück und beugte sich über die Theke. Unsere Köpfe berührten sich fast, und wir begannen zu reden, als würden wir uns schon eine Ewigkeit kennen. Sein Englisch war gut, doch er sprach mit einem Akzent, und als ich ihn fragte, woher er komme, ließ er mich raten.

»Albanien«, platzte es aus mir heraus, und er hätte fast das Glas fallen lassen, das er in der Hand hielt.

»Wie konntest du das wissen?«, fragte er. »Darauf ist noch nie jemand gekommen.«

Kurz darauf waren wir ein Paar. Zwei Tage später hatten wir unser erstes Date, und es war, als würden wir uns schon

von Kindesbeinen an kennen – ich, die übervorsichtige, kühle Prinzessin, die kaum je mit Männern sprach und ihnen nicht traute, und Erion, der höflichste, sanfteste und schönste Mann, der mir je begegnet war. Es klingt klischeehaft, ich weiß, aber er war genau der Mann, den ich gesucht hatte. John hatte die Leere in meinem Inneren für eine Weile ausfüllen können, aber nie so wie Erion.

Es schien, dass Erion genauso dachte. »Normalerweise fällt mir nie jemand auf, der den Club betritt«, sagte er bei unserem ersten Date. »Aber seit du gekommen bist, sah ich vor meinem inneren Auge immer dein Gesicht. *Was ist, wenn sie nicht wiederkommt?*, musste ich immer denken. *Was, wenn ich sie nie wiedersehe?* Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, die Gelegenheit verpasst zu haben, die Frau kennenzulernen, von der das Schicksal wollte, dass ich mein Leben mit ihr verbringe.«

»Genau das habe ich auch empfunden«, sagte ich. »Ich hatte das Gefühl, unbedingt wissen zu müssen, wer du bist. Wenn ich es nicht herausfinden würde, so glaubte ich, würde in meinem Leben immer etwas fehlen.«

Erion ist bis heute der einzige Mann, den ich wirklich geliebt habe, und ich glaube, dass er der einzige Mann ist, der mich jemals wirklich geliebt hat. Ich werde es mein Leben lang bedauern, dass nicht mit aller Kraft und Entschlossenheit darum gekämpft habe, ihn nicht zu verlieren.